

Short Cuts

Geschichten aus Stömme

Laurenz Aselmeier



Eine Zusammenstellung meiner auf den Schreibreisen „Das Pippilotta-Prinzip“ der Autorin Susanne Niemeyer (www.freudenwort.de) und des Outdoor-Reiseanbieters Rucksack Reisen (www.rucksack-reisen.de) in den Jahren 2016-2022 entstandenen Texte und Gedichte.

© Laurenz Aselmeier, 2022

Short Cuts

Geschichten aus Stömne

Laurenz Aselmeier

für Susanne, Klaus und Christof

Zum Geleit

Der Jahreswechsel ist für mich immer heikel, auch wenn ich es gerne anders suggeriere. Ich mag den Rummel nicht, dieses Bilanz-Ziehen und gute Vorsätze schmieden, diese Idee, man müsse besonders feiern. Und doch gelingt es mir auch nicht, so zu tun, als sei es ein Abend wie jeder andere. Also stehe ich auch im Herbst 2016 vor der Frage, wie ich denn den Jahreswechsel verbringen will. Ich bin solo, also frei, zu tun und zu lassen, was ich mag. Ich spüre, in einer Umbruchphase zu sein. Im Sommer zuvor war ich lange gereist, was viel freigesetzt hat, meinen Job würde ich am liebsten schmeißen, spüre, die freie Zeit über den Jahreswechsel zum Sortieren nutzen zu wollen. Und habe das Schreiben für mich als Ausdrucksform entdeckt.

Im Winterreisekatalog von Rucksack-Reisen stoße ich auf eine Silvesterschreibreise nach Stömne. Winterwanderungen werden verbunden mit geführten Schreibeinheiten durch die Hamburger Autorin Susanne Niemeyer. Pippi Langstrumpf steht Patin, denn das Motto lautet „Pippilottaprinzip“: „Ich mache mir die Welt, wie sie mir gefällt.“ Ohne lange zu zögern, melde ich mich an.

Inzwischen bin ich fast bei jeder dieser Silvesterreisen dabei gewesen und auch zweimal beim Sommerpendant. Nach einem Tag draußen in Winterskälte in der Dämmerung im gemütlichen

Speiseraum Stömnegårdens zusammenzukommen, gespannt darauf, was für eine Schreibanregung Susanne mitgebracht hat, oder im Sommer auf einem Felsbuckel am Stora Gla der eigenen schreiberischen Kreativität freien Lauf zu lassen, und hinterher gemeinsam die entstandenen Geschichten oder Gedichte zu teilen – dabei spüre ich tiefe Erfüllung. Mit Susanne, Reiseorganisator Klaus und Tourguide Christof haben sich mittlerweile Freundschaften entwickelt, die ich nicht mehr missen möchte.

Einige – nicht alle – der so entstandenen Geschichten und Gedichte gefallen mir. Und so möchte ich sie nicht für mich behalten, sondern teilen in der Hoffnung, dass sie den ein oder anderen Schmunzler, aber auch die ein oder andere Nachdenklichkeit auslösen.



Bereit zum Schreiben: Stömnegården im Sommer

In einer Welt, wie sie mir gefällt

In einer Welt, wie sie mir gefällt, gibt es keinen Schnupfen. Ich wache morgens auf, gut gelaunt und freue mich über die Wunder der Natur. In dieser Welt haben wir Menschen endlich kapiert, dass es unser höchstes Gut sein muss, das zu erhalten und zu pflegen, womit uns Mutter Erde beschenkt. „Think global, act local“ ist Wahlspruch dieser Welt. Eine Globalisierung mit ihren raubtierkapitalistischen Auswüchsen existiert nicht mehr, weil es nicht mehr darum geht, an jeder Ecke der Erde rücksichtslos Geld zu verdienen.

In einer Welt, wie sie mir gefällt, leben wir in lokalen Gemeinschaften mit lokalen Wertschöpfungsketten. Alle Trumpfs, Putins, Assads, Erdogans, Xis, aber auch Seehofers, Söders, Weidels oder Gaulands haben ausgesorgt, sind in ihrer Lächerlichkeit enttarnt und demaskiert. Niemand nimmt solche Typen noch ernst.

In einer Welt, wie sie mir gefällt, ist es nicht mehr äußerste Maxime, sich zuvorderst selbst zu bereichern, sondern, was der eigene Beitrag zum Gemeinwohl sein kann. In dieser Welt gibt es ein bedingungsloses Grundeinkommen und absurde Prestigeprojekte werden freudig zu Grabe getragen, weil wir erkannt haben, dass es solcherlei schlicht und ergreifend nicht braucht.

(Sommer 2018)

Zwiegespräch mit 2016

Ein Pub irgendwo im Nirgendwo zwischen Portrush und Ballycastle an der Nordirischen Küste. Nix los. Jahresende. Ich sitze am Tresen, ein Guinness vor mir. Ein Geräusch reißt mich aus meinen Gedanken. Neben mir hat sich 2016 auf einen Barhocker geschoben und gibt mit legerer Handbewegung dem Barkeeper zu verstehen, ihm und mir je einen Bushmills Single Malt auszuschenken. Doppelte, ohne Eis, versteht sich von selbst.

„Hej 2016“, höre ich mich sagen, „dachte nicht, dass Du um diese Zeit in dieser Gegend unterwegs bist.“

„Ach, es kam so über mich, Dich noch mal zu suchen, bevor ich 2017 Platz mache“, kommt seine Erwiderung. Dabei nippt es am Whiskey und mustert mich eindringlich.

„Ob Du's glaubst oder nicht“, greife ich nach einer Weile das Gespräch wieder auf, „ich war gedanklich grad mit Dir beschäftigt.“ Ein Lächeln huscht über 2016s Gesicht: „Ich weiß, deshalb bin ich ja zu Dir gekommen.“

Natürlich, wie konnte ich darüber verduzt sein. Klar, 2016 weiß, wann man sich mit ihm befasst. „Vielleicht willst Du mir ja noch was erzählen, bevor ich weg bin“, fügt es hinzu. Entweder ist 2016 manisch, mutig oder masochistisch, denke ich, wenn es sich zum Ende seiner Zeit noch aus jeder Ecke ein Feedback ab-

holen will. Mal ganz weltpolitisch gesehen, kann es auf seine Leistung nicht stolz sein.

Als scheint es meine Gedanken zu erraten, greift es das Gespräch wieder auf: „Du weißt, alles, was in mir geschah, ist durch Menschenhand verursacht. Ich bin dafür nur der Rahmen, nachfolgend auf und abgelöst durch meine Geschwister.“

Auch ich gönne mir einen Schluck aus meinem Tumbler, lasse „Uisce beatha“, das Wasser des Lebens, wie die Iren ihren Whiskey nennen, langsam meine Kehle hinunter laufen. „Wenn Du Dir schon die Mühe gemacht hast, mich hier zu finden, will ich’s Dir sagen: Du hast mich ganz schön in Bewegung versetzt“, hebe ich an. 2016 unterbricht mich sofort, an seine vorherigen Worte erinnernd: „Ah, nicht ich hab das getan, Du selbst bist es gewesen! Sag schon, was nimmst Du als Wesentlichstes mit hinüber in 2017?“ Fragend sieht es mich an und schiebt hinterher: „Lang bin ich nicht mehr da...“

Ich wiege meinen Kopf und nehme einen weiteren Schluck Single Malt. „Hmm“, sage ich gedehnt, „am wesentlichsten ist, dass ich in Deinem Verlauf den Mut in mir entdeckt hab. Ich habe begonnen, mir mutiges Denken zu erlauben, mich kritisch und ohne Tabus meiner Fesseln aus Sicherheitsbedürfnissen, Selbstzweifeln und Grübeleien zu stellen. Ich habe mir erlaubt, in Möglichkeiten zu denken, nicht in Begrenzungen. Ich habe ge-

merkt, wie befreiend es allein schon ist, mir zu sagen: Das, was ich mache, mache ich, weil ich es selbst so gewählt habe. Es liegt an mir, daran etwas zu ändern, wenn ich das will, oder es zu belassen, wie es ist.“ Es sprudelt nur so aus mir heraus, wie ich verwundert feststelle.

2016 lächelt erneut. „Freut mich, dass ich Dir den Rahmen dafür bieten konnte“, sagt es und leert seinen Whiskey.

„Another one of This?“ Eine Stimme, wie aus dem Off, lässt mich hochschrecken. Sie gehört dem Barkeeper, der den leeren Tumbler in Augenhöhe schwenkt. Ich schaue mich um. Von 2016 keine Spur... „Yes, for sure“, erwidere ich und lächle in mich hinein.

(Silvester 2016/17)

Die wahre Saab-Saga

Es ist still geworden in der Stallbacka in Trollhättan. Öde und verlassen liegt das alte Saab-Werk da und gammelt vor sich hin. Schon lange ist es her, dass der letzte Saab die Werkhallen verlassen hat. Weißt du eigentlich, warum Trollhättan „Trollhättan“ heißt? Nein? Gut, dann erzähl ich's dir. Das hat mit Saab zu tun und einem Mythos, der wahr ist.

Früher hieß Trollhättan einfach nur „Hättan“. Es heißt erst Trollhättan, seit im Saab-Werk die legendären Turbomotoren gebaut wurden. „Was haben denn Turbomotoren mit Trollen zu tun?“ - wirst du nun bestimmt fragen. Nun, das kann ich dir verraten, doch es ist ein großes Geheimnis und kaum ein Mensch glaubt, dass es wahr ist. Ich muss ein wenig ausholen, um es zu erzählen.

Du kennst sicher all die Trollfiguren, die es in Souvenirläden in Schweden oder Norwegen zu kaufen gibt. Die kleinen, kaum zehn Zentimeter hohen Kerle mit knubbeligen Nasen, roten Bäckchen, großen Augen, strubbeligen Haaren und Schwanz. Und du denkst, die seien aus Plastik oder irgendeinem anderen Kunststoff gefertigt. Doch das ist falsch, denn das sind wirkliche Trolle. Wirkliche Trolle, die erstarrt sind, weil ihnen Menschen in die Augen schauten. Wenn das geschieht, ereilt einen Troll das Schicksal, als Souvenir zu enden. Und sei dir versichert, das macht keinem Troll Spaß...

Nun, zurück nach Trollhättan. Oder Hättan, wie es zu jener Zeit noch hieß. Es ergab sich, dass Per Gilbrand, seines Zeichens Ingenieur in der Saab-Fabrik, unweit der Wasserfälle am Ufer des Göta Älv stand und angelte. Das tat er immer, wenn er ein kniffliges Problem zu lösen hatte. Und er hatte ein kniffliges Problem zu lösen. Denn Saab ging es schlecht. Es musste eine neue Idee

her, doch das Geld fehlte an allen Ecken und Enden. Ein Rucken an seiner Angel riss Per Gillbrand aus seinen Grübeleien.

„Wenigstens die Fische beißen gut“, dachte er, und er begann, behutsam die Angelleine einzurollen, denn er wollte um alles in der Welt vermeiden, dass ihm sein Fang verloren ging. Nicht das auch noch...

Und Per Gillbrand staunte nicht schlecht, als er sah, was da an seiner Angel zappelte.

Das war kein Fisch, es war ein Troll! Und dieser Troll hieß Snurg. Per Gillbrand wusste um das Schicksal, das Trollen widerfährt, wenn ihnen ein Mensch in die Augen blickt, der Großvater hatte dieses Märchen oft erzählt. Natürlich hatte Per Gillbrand seinem Großvater nicht geglaubt. Schon seit frühester Kindheit interessierte er sich für Physik und Mathematik, für Maschinen und allerhand technisches Gerät. Da war kein Platz für Fabelwesen wie Trolle. Und heute war er schließlich Ingenieur! Doch instinktiv vermied Per Gillbrand Blickkontakt mit dem Troll, denn sein Geist war scharf und ihm kam sofort eine Idee, wie er die Misere



bei Saab beheben und die kleine, feine Autoschmiede am Leben halten konnte – zumindest für weitere 35 Jahre, wie wir heute wissen.



Ich sehe schon deine fragenden Augen, du hast immer noch keine Idee, wie das zusammenhängt mit den Autos und den Trollen. Nun, um das zu verstehen, musst du wissen, dass ein Troll einem Menschen, der so geistesgegenwärtig ist, ihn davor zu bewahren, als Souvenir zu enden, einen Wunsch erfüllt. Zu einem hohen Preis für den Troll und seine ganze Sippschaft, denn er muss mit seinem Gefolge fortan tagein, tagaus daran arbeiten, diesen Wunsch zu erfüllen. Snurg, dem Troll, war sofort klar, dass er sich in der Angel eines Menschen verfangen hatte, der um dieses Geheimnis wusste, da Per Gillbrand so deutlich nur auf Snurgs Füße schaute, als der Troll schließlich tropfnass vor ihm auf der Erde stand. Was Snurg überhaupt dort im Göta Älv zu suchen hatte, willst du wissen? Er

wohnte wie so viele Trolle in der Gegend in Höhlen hinter den Wasserfällen, deren Eingänge nur tauchend zu erreichen sind.

Sogleich bot Snurg Per Gillbrand seine Dienste an. „Kannst Du etwas tun, damit wir wieder Autos bauen, wie sie die Welt noch nicht gesehen und erlebt hat, und es mit Saab wieder aufwärts geht?“ fragte dieser Snurg. „Jaja“, antwortete der Troll, „da lässt sich bestimmt was machen.“ Und so kam es, dass sich noch am selben Abend Snurg mit seiner gesamten Sippe nach Ende der Spätschicht, als die Fabrik still und verlassen da lag, zusammen mit Per Gillbrand in die Werkhallen schlich. „Wir haben da so ein neues Teil gebaut, einen Turbolader, doch noch will es nicht so recht funktionieren“, gestand Per Gillbrand dem Troll. „Da lässt sich bestimmt was machen“, erwiderte dieser abermals.

Ich will dich nicht zu sehr mit Details langweilen, aber das Wirken der Trolle in der nächtlichen Fabrik funktionierte. Fortan baute Saab Turbomotoren mit unbändiger Kraftentfaltung. Keiner wusste, wieso plötzlich gelang, woran die Ingenieure so lange erfolglos getüftelt hatten. Jeden Abend schlichen sich die Trolle nach Ende der Spätschicht in die verlassen da liegenden Werkhallen und flüsterten den tagsüber produzierten Turbomotoren ihre Kraft ein. Wenn du je einen Turbo gefahren bist, so erinnerst du dich bestimmt an das pfeifende Geräusch, das zu hören ist, wenn du kräftig aufs Gaspedal trittst. Das ist das Flüstern der Trolle, das

du beim Gasgeben aktivierst und das im Turbolader hin und her zischelt und so die Kraft des Motors entfaltet.

Per Gillbrand zeigte seine Dankbarkeit Snurg und seiner Sipp-schaft darin, dass er Aufkleber mit dem Spruch „Made in Trollhät-tan by Trolls“ fertigen ließ. Und die eingeschworenen unter den Saab-Enthusiasten klebten sich diese Aufkleber auf ihre Autos, denn sie ahnten, dass in diesen mehr steckte als schwedische Inge-nieurskunst. Auch die Stadtväter und -mütter Hättans ließen sich von dem Mythos, bei Saab hätten Trolle die Finger im Spiel, an-stecken und änderten den Namen der Stadt in Trollhättan, aus Dank für die vielen Arbeitsplätze und schönen Steuereinnahmen, die mit den plötzlich erfolgreichen Autos „made by Trolls“ die Stadt bereicherten.



Du möchtest wissen, warum Saab schlussendlich dennoch in Konkurs gegangen ist. Ja, das ist eine traurige Geschichte. Die Zeiten änderten sich.

Per Gillbrand ging irgendwann in Ruhestand, auch wenn er den Zeitpunkt dazu hinauszögerte, solange es ging. So gelang es immerhin noch, den großartigen Motor mit dem Low Pressure

Turbo auf den Markt zu bringen. Doch irgendwann musste er sich von der Stallbacka verabschieden. Neue Besitzer aus dem Ausland übernahmen Saab und führten eine dritte Schicht ein. Nun arbeiteten auch nachts Menschen in der Fabrik und somit war den Trollen der Weg dorthin versperrt. Das Malheur nahm seinen Lauf...

Heute steht Snurg oft an der Stallbacka und blickt sehnsüchtig über das verlassene Werksgelände. Ihm ist langweilig, denn auch wenn Trolle niemals freiwillig für Menschen schufteten, war ihm sein Werkeln in der nächtlichen Fabrik ans Herz gewachsen. Schließlich muss er seither auch wieder fürchten, dass ihm ein Mensch in die Augen schaut und er zum Souvenir wird, denn seit er nicht mehr einem Menschen dient, ist der Schutz vor diesem Bann aufgehoben. Doch immer, wenn er eines dieser feinen Autos mit dem Aufkleber „Made in Trollhättan by Trolls“ vorüberfahren sieht, wird ihm warm ums Herz...

Zu den Bildern:

Bild 1: Mein erster Saab in angestammter Umgebung: vor dem Saab-Museum in Trollhättan

Bild 2: Als Saab-Enthusiast in angestammter Umgebung: am Steuer eines Saab

Bild 3: Den Aufkleber gibt es wirklich... ist die Geschichte ein Märchen, oder am Ende doch wahr?

(Sommer 2018)

Stora Gla

Stora Gla. Kanu gleitet. Paddel tauchen. Wasser plätschert.
Mensch schweigt. Natur überwältigt. Mensch ist demütig. Frieden
kehrt ein. Ufer schwindet. Gänse fliegen. Fische springen. Wind-
still ist's. See ist glatt. Alles ruhig.

Wasser plätschert. Paddel tauchen. Kanu gleitet. Ufer naht.
Kies knirscht. Mensch steigt aus. Wolken ziehen. Sonne neigt
sich. Auf Felsblöcken sitzen. Mensch schweigt. Mensch ist ergrif-
fen. Zeit steht still. Alltag ruht. Alles gut.

(Sommer 2018)



Jenny Johansson – Oder wie ich beinahe Landwirt in Småland geworden wäre

Ich erinnere mich an Jenny Johansson, das erste Mädchen, in das ich mich verliebt hatte. Ich wusste noch nichts vom Verliebtsein, denn ich war noch nicht einmal zwölf Jahre alt, als ich ihr erstmals begegnete. Es war in Sprottebo mitten im schwedischen Småland. Die Johanssons hatten das Altvorderenhaus zu einem Ferienhaus ausgebaut und wir, wie immer in den 1980er Jahren mit einer Horde von vier Erwachsenen und fünf Kindern in den Ferien unterwegs, waren die allerersten Urlaubsgäste, die dieses Haus bevölkerten. Ich war von allem dort begeistert und am meisten: von Kurt Johanssons orangefarbenem Volvo 145 und von Kurt Johanssons Tochter Jenny, die ein wenig jünger war als ich.

Ich glaube, seither mag ich starke Frauen und seither bin ich zu schüchtern, ihnen meine Zuneigung zu gestehen. Und stark fand ich Jenny, wie sie mit einem eindrucksvollen „Trrrruxiiii“ ihre Schäferhündin kommandierte, die halb so groß war wie sie selbst. Oder wie sie im Kuhstall gekonnt die Melkmaschine an den Euter anlegte. Oder wie sie ohne mit der Wimper zu zucken in den 14° Grad kalten Haussee Kolvåsasjön sprang. Oder wie sie mich im Wald zu einer Lichtung führte, auf deren anderen Seite sich oftmals Elche zeigten. Und tatsächlich, wir sahen einen.

Doch was all das mit mir machte, das konnte ich noch nicht begreifen. Die Zeit in Johanssons Ferienhaus verging, und als wir im zweiten Teil dieser Sommerreise 1985 in Marstal auf der dänischen Insel Ærø nun mit den Großeltern ein kleines Backsteinhäuschen bewohnten, da kam mir dieses so eng vor und ich sehnte mich nach den Weiten der schwedischen Wälder. Ganz unvermittelt musste ich immer wieder anfangen zu weinen und war in den ersten Tagen zu nichts zu begeistern, obwohl ich Dänemark doch so liebte. Noch nicht mal ein Softeis wollte richtig schmecken. Ich hatte wohl zum ersten Mal in meinem Leben Liebeskummer.

Im folgenden Jahr waren wir in gleicher Besetzung wieder in Johanssons Ferienhaus in Sprottebo in Småland. Das Schullenglisch reichte noch nicht, als das Jenny und ich uns unterhalten konnten, doch ich war so stolz, als sie mir beim Abschiedsgrillen, das Johanssons für uns gaben, bedeutete, mich neben sie zu setzen. Meine Eltern erzählten noch Jahre später mit einem Augenzwinkern, wie ich noch am selben Abend verkündet hätte, ich würde, wenn ich erwachsen sei, Jenny heiraten und fortan als Landwirt in Schweden leben.

Als es zwei Jahre später wieder an die Planung des Sommerurlaubs ging, kam die Idee auf, abermals nach Sprottebo zu fahren, doch Johanssons Ferienhaus war im möglichen Zeitraum bereits belegt. Und seither verlor sich die Spur von Jenny...



Alle vereint: der Volvo 145, Schäferhündin Truxi, Kurt Johansson, Jenny und ich im Sommer 1985

Statt nach Sprottebo fuhren wir in jenem Sommer 1988 nach Bornholm. Und dort trafen wir auf eine Studienfreundin meiner Mutter aus Berliner Zeiten und ihre Familie samt Tochter Nina. Und ja, auch Nina himmelte ich an, ohne den Mund aufzukriegen. Selbst heute, wenn wir aufeinander treffen, denn wir sind befreundet, denke ich noch manchmal daran, was wohl hätte werden können aus uns. Und dazwischen, im Sommer 1987 auf Amrum, da verliebte ich mich in Alex. Sie war eine Klasse unter mir auf dem Gymnasium und es war Zufall, dass sich unsere Familien auf Am-

rum begegneten, denn außer dass meine Schwestern und Alex gemeinsam voltigierten, hatten unsere Familien nichts miteinander zu tun. Alex war die erste, bei der ich all meinen Mut zusammennahm und über eine Freundin von ihr anfragen ließ, ob sie mit mir gehen wolle. Die ebenfalls über die Freundin übermittelte Antwort war niederschmetternd.

Auch wenn ich fast mein gesamtes Erwachsenenleben bis auf kurze Unterbrechungen in Beziehungen lebte, geht es mir bis heute so, dass ich starke Frauen eher von Ferne anhimmele, als meine Schüchternheit zu überwinden und sie anzusprechen. Dann ärgere ich mich über die Konventionen, nach denen der Mann den ersten Schritt machen solle. Doch das ist eine Ausrede. Mir fehlt schlicht oft der Mut für das passende Wort zu passender Zeit am passenden Ort.

Schweden, Småland, Sprottebo. Jenny. Niemals mehr seit Mitte der 1980er Jahre bin ich in Sprottebo vorbei gekommen. Doch noch heute bin ich auf jedem Schwedenurlaub mindestens einmal in Gedanken bei Jenny. Auch dieser Tage in Stömne. Und ich weiß genau, dass ich eines Tages nochmals dort hin will, wo ich entdeckte, wie es sich anfühlt, verliebt zu sein...

(Silvester 2018/19)

Nicht stillhalten – still werden!

„Nicht stillhalten – still werden! Was für eine Spitzfindigkeit... oder etwa nicht? Nein, es ist doch keine Spitzfindigkeit“, schießt es Line Strøger-Larsen durch den Kopf. Denn es ist vielleicht die wesentliche Unterscheidung, um sich klar zu machen, ob du noch lebst, oder eigentlich schon tot bist, auch wenn du jeden morgen aufstehst, dich wäschst, anziehst, frühstückst, ins Büro gehst, abends nach Hause oder erst auf irgendeine After-Work-Party, um zu schauen, ob du dir für heute Nacht mal wieder einen dieser Banker-Yuppies mit nach Hause nimmst, um dich zu zerstreuen und es dann – am nächsten Morgen – nur wieder zu bereuen.

Die Wochenenden – oder vielmehr das, was von ihnen übrig bleibt, denn natürlich ist es auch so manchen Samstag angesagt, seine acht bis zehn Stunden im Büro zu verbringen und auf die endlosen Zahlenreihen zu starren, die auf dem Bildschirm vor dir flimmern, nur um im rechten Moment zu kaufen oder zu verkaufen – also das, was vom Wochenende übrig bleibt, empfindet Line meist öde und leer. Am leersten, so denkt sie, sind sie gar, wenn sie sich mal wieder hat breit schlagen lassen, doch mal wieder zu Ulf Perssen mitzukommen. Zum Ausgleich hilft dann nur noch Sport, extrem und auspowernd. Rennen, bis es nicht mehr geht. Und: um jeden Preis und auf jeden Fall vermeiden, still zu werden

– denn das, ja das bedeutet Stillhalten. Und wer stillhält, der verliert in der Welt Line Strøger-Larssens.

Doch heute morgen, heute morgen ist Line buchstäblich ein Licht aufgegangen. Nämlich genau in dem Moment, als ihre elektrische Zahnbürste den Geist aufgab. Stillhalten. Und im nächsten Moment Stille. Da geht es ihr auf. Ihr geht auf, dass ihr Leben in seiner fortwährenden Geschwindigkeit und Bewegung eigentlich Stillhalten ist. Ihr geht auf, dass sie Tag ein, Tag aus eigentlich gar nicht recht weiß, was Leben eigentlich ist.

Es wirkt wie ein fremdgesteuertes, sich leblos anfühlendes Geschehen, in dem sie sich hin und herschieben lässt, so wie du es eben machst in ihren Kreisen: Arbeiten bis zum Umfallen, sich flüchtig vergnügen mit Männern, beim Sport vor sich weglaufen, belanglos mit so genannten Freundinnen in teuren Restaurants zu viel teuren Rotwein trinken oder Cocktails oder die neuesten Designerläden abzuklappern, obwohl der Kleiderschrank bereits überquillt. Alle „Must-Have's“ mitnehmen. Und in den spärlichen Urlaubstagen von einem Hotspot zum nächsten jetten... nur, um nicht still werden zu müssen und es auszuhalten, in sich rein zu horchen, um zu hören, was dir das Leben eigentlich sagen will. Denn das hörst du nicht mehr, wenn du in der Welt Line Strøger-Larssens lebst. Dort wäre es gleichbedeutend mit Stillhalten, und Stillhalten gleichbedeutend mit Stillstand, würdest du dir erlauben,

darüber nachzudenken, was du dir eigentlich antust, um im Höher, Schneller, Weiter mithalten zu können.

Ja, an diesem Morgen, an diesem Morgen, als Line mit der defekten Zahnbürste im Mund vor dem Spiegel in ihrem Badezimmer steht, da geht es ihr auf, dass es so, wie sie gerade lebt, eigentlich ein Stillhalten ist, denn sonst wäre das gar nicht auszuhalten. Und ihr geht auf, dass still zu werden ihr dabei helfen könnte, herauszufinden, wie es ist, wenn du lebst, statt eigentlich schon tot zu sein, auch wenn du jeden Morgen aufstehst, dich wäschst, anziehst, frühstückst, ins Büro gehst und so fort...

Im Stillwerden herauszufinden, wie es sich anfühlt, zu leben, auch wenn das manchmal ziemlich weh tun dürfte. Doch wann hat Line zuletzt tatsächlich überhaupt was gefühlt? Sie ist völlig perplex und ergriffen. Sie lässt die Zahnbürste fallen, packt schnell ein paar Sachen in ihrem Rucksack zusammen, zieht ihre Wanderstiefel an und fährt – mitten in der Woche – raus in die Nordmarka, ohne jemandem bescheid zu sagen...

(Sommer 2018)

„Und dann haben wir halt getanzt, einfach so, mit geschlossenen Augen“

... so schloss er seine Erzählung über seine Begegnung mit ihr.

Sie kannten sich schon länger, waren sich immer mal begegnet. Oft genug, um Notiz voneinander zu nehmen. Doch dabei blieb es. Jahrelang. Bis zum Spätsommer, als sie sich nach längerer Zeit wieder sahen. Danach hielten sie Kontakt, sie schrieben sich, Nächte durch. Und sie verabredeten sich.

Eigentlich war er gar nicht darauf aus gewesen, jemanden kennen zu lernen. War er sich selbst doch gerade genug. Und er stand auch noch ein wenig unter dem Eindruck seiner letzten Erfahrungen, so dass er dachte, es sei gut, mal eine Zeit lang für sich zu sein. Doch sie zog ihn magisch an. So unerwartet, so viele Anknüpfungspunkte. Und beide in vergleichbarer Situation, beide nicht auf der Suche.

Der Tag der Verabredung kam. Sie trafen schon vor der Zeit aufeinander, fielen sich auf offener Straße in die Arme. Und wollten einander nicht loslassen. Sie zogen durch Cafés und Kneipen, hatten nur Augen für sich, hingen einander nicht nur mit Worten an den Lippen und vergaßen die Zeit.

Irgendwann fanden sie sich auf der Straße wieder, der Morgen

graute schon. Aus einem geöffneten Fenster drang Musik. Ein leichter Regen kühlte die Hitze, die ihnen auf den Wangen stand. Sie nahmen einander in die Arme und begannen, im Takt der Musik zu tanzen. Mitten auf der Straße. Mit geschlossenen Augen.

Sie tanzten noch, als die Musik schon längst verstummt war und nahmen das Wunder dieser Nacht in ihre Herzen auf...

(Silvester 2019/20)

Kindheitserinnerungen aufgefrischt

Kennt ihr das auch, wenn euch auf einmal ein Geruch in die Nase steigt, den ihr Jahre, ja, Jahrzehnte gar, nicht mehr gerochen habt, und der auf einmal ein ganzes Bündel alter Erinnerungen freilegt? So ging es mir, als ich vor wenigen Jahren an einem kühlen Novemberabend die Tür eines Ferienhauses im dänischen Marielyst aufschloss. Sogleich schwebte er mir entgegen, dieser ganz besondere Duft dänischer Holzferienhäuser, schwer zu beschreiben: holzig, ein wenig dumpf, etwas harzig, muffig... Es ist ein Duft aus der Kindheit, durch vielzählige Sommerurlaube in den 1970er und 1980er Jahren in ebensolchen Holzhäuschen auf

der Insel Falster offenbar tief im Unterbewussten verankert und in diesem Moment reaktiviert.

Es ist wie nach Hause kommen, schoss es mir durch den Kopf, als ich meine Tasche fallen ließ und mich nach meiner Schwester umschaute, die nun das Häuschen betrat. Und ohne ein Wort miteinander zu wechseln, war uns beiden klar, dass wir diesen Geruch und all die Geschichten, die sich damit verbanden, wiedererkannten.

Es war der 40. Geburtstag meiner Schwester und ich hatte ihr diesen Kurztrip nach Dänemark geschenkt, denn im Jahr zuvor war unsere Mutter gestorben und unserem Vater gefolgt, der schon viele Jahre nicht mehr lebte. Wir beide hatten das Bedürfnis verspürt, an einen Ort zu reisen, der mit schönen Familienerinnerungen verbunden war. Wir waren oft in großer Runde in jener Gegend gewesen. Vier Erwachsene und fünf Kinder. Oder mit den Großeltern.

Ein Igel musste von einer Zecke befreit werden. Danach war er so zutraulich, dass er nicht davonlief, wenn wir Kids ihm dabei zuschauten, wie er Milch schlabberte, die ihm der Großvater in einem Schälchen hingestellt hatte. Oder Kinder aus armen Ländern mussten mit einer großen Armada an Legoflugzeugen gerettet werden. Die sicheren Orte hatten wir auf dem Rasen vor dem Ferienhäuschen mit Tannenzapfen und Ästen gebaut. Oder wie

wir alle wie die Orgelpfeifen hintereinander weg zum Strand zogen, ein jedes von uns irgendein Strandspielzeug hinter sich herziehend. Oder wie das Taschengeld zusammengezählt worden ist, um sich an der Eisbude ein Eis zu kaufen und wie lustig wir es empfunden hatten, dass da ein Loch in den dänischen Münzen war. Oder wie es auch mal Streit gegeben hatte, wer wo auf der Hollywoodschaukel sitzen durfte, denn die äußersten Plätze waren die Begehrtesten, weil man da am besten Schwung holen konnte. Oder aber abends, nach einem ereignisreichen Sommerurlaubstag im Stockbett zu liegen, den Ferienhausduft in der Nase, und am getrockneten, gummiartigen Harz zu knibbeln, das hie und da aus der Holzwand ausgetreten war, und sich zu wünschen, dass diese Sommertage nie enden würden.

All diese Erinnerungen schwappten schlagartig an die Oberfläche des Bewusstseins, in dem Moment, da wir an diesem kalten Novemberabend das Holzhäuschen betraten...

(Sommer 2018)

Das blaue Haus am Leuchtturm

Es ist einer dieser Abende in der Jahreszeit, in der es niemals ganz dunkel wird in der Region, in der das kleine blaue Haus ne-

ben dem weißen Leuchtturm steht. Einer dieser Abende, an denen die Sonne ganz tief über dem Horizont verharrt und ihr Licht alle Farben so kräftig und intensiv leuchten lässt, wie es nur hier in dieser Region zu dieser Jahreszeit sein kann.

Lennard Thorvaldson steht im Heck seines kleinen Bootes, dessen Rumpf so grün ist wie es das satteste Gras nicht sein kann, und testet den Außenborder. Oben auf der Steilküste hat Freja ihre Staffelei aufgestellt und malt den Leuchtturm. Das hat sie schon unzählige Male gemacht und das ganze kleine blaue Haus hängt voll von ihren Leuchtturmbildern. Und auch den Treppenaufgang im Leuchtturm zieren ihre Bilder, selbst im Gartenhaus und in Lennards Bootsschuppen sind sie zu finden.

- Sie ist so ein aufmerksamer Mensch, denkt Lennard, als er die Klippe hinauf zu Freja blickt, in jedem ihrer Bilder gibt es immer wieder ein neues Detail zu entdecken.

Der Außenborder springt mit einem Räuspern an und Lennard nickt zufrieden, während er die Leinen loswirft, langsam vom Steg ablegt und aufs offene Meer hinaus steuert. Er dreht sich um und hebt die Hand zum Gruß, während Freja vom Rande der Klippe winkt. Ihr weites, leuchtend oranges Kleid flattert im Wind.

Lennard zwingt sich in die enge Kajüte seines Bootes, die kaum zwei Personen Platz bietet, und drückt den Gashebel herunter. Der Bug hebt sich leicht aus dem Wasser und das Boot nimmt

Fahrt auf. Lennard muss sich beeilen, will er nicht zu spät kommen. Denn er hat eine Verabredung. Mitten auf dem Meer. Mit den Wesen aus der Zwischenwelt, die nur aus dem Meer auftauchen, wenn die Sonne genau so steht wie heute Abend, an der sie alles mit ihrem goldenen Licht überzieht.

Lennard weiß nie genau, wo das Zusammentreffen mit den Wesen aus der Zwischenwelt stattfinden wird. Er weiß nur, dass er so weit rausfahren muss, dass von der Küste nichts mehr zu sehen ist außer der Spitze seines Leuchtturms. Mit der Sonne im Gesicht und dem Wind im Haar – denn Lennard hat die Frontscheibe des Fahrstandes hochgeklappt – tuckert er hinaus auf die offene See, so wie er es am liebsten mag.

Als nur noch die Spitze des Leuchtturms zu sehen ist, stellt er den Motor ab und lässt das Boot treiben. Die Wesen aus der Zwischenwelt haben empfindliche Ohren und Nasen. Solange sie ein Motorgeräusch hören und Abgase riechen, tauchen sie nicht auf.

Es ist nun bereits viele Jahre her, seit Lennard die Wesen aus der Zwischenwelt entdeckte. Außer mit Freja hat er mit niemandem von seiner Entdeckung gesprochen und da die Menschen an der Küste ihn sowieso für einen eigenwilligen Typen halten, hätte ihm wohl auch keiner geglaubt. Lennard war damals an einem Abend wie diesem mit seinem Boot auf dem Meer, als der Motor plötzlich stotterte und ausging, als er ebensoweit draußen war,

dass nur noch die Spitze des Leuchtturms am Horizont zu sehen war. Hastig begann er, sein Netz einzuholen, denn er war zum Fischen herausgefahren. Es galt, sich zu eilen, wollte er vermeiden, dass sich das Netz in der Schraube verfang.

Doch so sehr er auch zog, er konnte das Netz nicht an Bord hieven. Ihm war, als zöge jemand von unterhalb der Wasseroberfläche ebenfalls am Netz. Und um sein Boot herum begann das Meer auf einem mal, goldorange zu glimmen. Lennard war ein unerschrockener Mann. Und tauchen konnte er gut und lang. Auf seinen Tauchgängen hatte er schon so viel entdeckt. So viele schöne Steine liegen auf den Fensterbänken des kleinen grünen Hauses und des dicken weißen Leuchtturms, die er vom Meeresboden mitgebracht hatte.

Also ließ Lennard das Netz los, streifte sich die Kleider vom Leib und sprang kurzerhand ins Wasser, um nachzusehen, was da am anderen Ende des Netzes zog. Und er staunte nicht schlecht: Da waren kleine, etwa unterarmgroße menschenähnliche Wesen von durchsichtiger Farbe, die das goldorangene Glimmen ausstrahlten. Zwischen ihren Fingern, mit denen sie kräftig am Netz zogen, waren Schwimmhäute. Und auch zwischen ihren Fußzehen. Auf dem Rücken trugen sie kleine Flossen wie Delphine. Kaum nahmen sie Lennard wahr, hörten sie auf am Netz zu ziehen und umringten ihn. Dabei fiel ihm auf, dass einige der Wesen nur

ganz schwach glimmten und ganz eingefallene Gesichter hatten. Ein eigentümliches Zischeln ging von diesen seltsamen Kerlchen aus, dass sich zu einem Singsang verdichtete, ohne dass Lennard eine Mundbewegung bei ihnen ausmachen konnte.

„Du Hüter des Nachtfeuers“, so drang es an sein Ohr, „Du Mann vom großen Blinketurm, Du musst uns helfen.“ Ehe Lennard überhaupt Zeit fand, sich zu wundern, warum er diese Wesen verstand und wieso er unter Wasser atmen konnte, hörte er sich selbst im ebengleichen Singsang antworten: „Wer seid ihr? Und wie soll ich einfacher Leuchtturmwärter euch helfen können?“

„Unser Kristall ist gebrochen, in dem wir die Sonnenstrahlen verwahren. Und wenn wir uns daran nicht mehr aufladen können, erlischt unser Glimmen und wir werden sterben. Und wenn wir nicht mehr sind, vergeht alles Leben in der Zwischenwelt“, antworteten sie, „Wir brauchen etwas, dass unseren Kristall ersetzt und wir glauben, dass du sowas in deinem Blinketurm hast.“

Und Lennard ist schnell von Begriff und wusste sofort, was zu tun ist. Seither fährt er jedes Jahr um diese Jahreszeit hinaus aufs Meer, wenn das Licht am Abend so seht wie heute, und bringt den Wesen aus der Zwischenwelt einen Leuchtkristall aus seinem Leuchtturm. Und im Gegenzug beschenken ihn die Wesen mit den leuchtenden Farben, die sie mithilfe ihrer Energie erstellen, und mit denen Freja seither ihre Bilder malt. *(Silvester 2019/20)*

Sachensucher



Wind weht. Blätter
rauschen. Kalt ist's. Wams
wärmt. Und Tee. See kräu-
selt sich. Beine sind
klamm. Moos auf Stein.
Tannennadeln dazwischen.
Blick schweift weit. Kie-
fern lieb ich. Äste bewegen
sich. Wasser plätschert.
Will bleiben. Weltverlas-
sen. Hier find ich Ruh.
Steine grau. Einer ockerfar-
ben. Himmel grau. Herbst
naht. Heide blüht. Schuh-
werk trocken. Hose nass. Hände kalt. Wams wärmt immer noch.
Fichtenrinde liegt herum. Felsbuckel glatt. Ufer steinig. Grasbü-
schel grün. Bewegt im Wind. Wind kühlt Wange. Nasenspitze pri-
ckelt. Mütze tut gut. Waldboden ist weich. Wald erzählt Ge-
schichten. Lagerfeuergeruch weht herüber. Bald ist's vorbei. Fähre
geht morgen. Wieder Zivilisation. Will dort nicht hin. Nicht fort
vom Stein. Denk an Kanuwandern. Sonne wäre schön. Doch so
passt's auch. Will Schweden schauen. *(Sommer 2018)*

Scheiter heiter

Es ist Pfarrfest. Und in diesem Jahr habe ich mich zum Kellnern gemeldet. Das ist aufregend, denn solches hatte ich noch nie zuvor getan. Ich bin am Sonntag zur Mittagszeit eingeteilt, direkt im Anschluss an den Festgottesdienst. Prime time sozusagen. Die Trinkgeldkasse dürfte gut klingeln. Dem Anlass entsprechend mache ich mich zurecht: Die Haare, die ich, wie es um 1990 herum auf den Dörfern im vorderen Hunsrück üblich ist, im Nacken etwas länger trage (allerdings nicht so prollig wie ein klassischer Vokuhila) mittig gescheitelt. Die gute blaue Stoffhose in Knitteroptik, weißes Hemd und dunkle Weste, ebenfalls in Knitteroptik, mit goldenen Plastikknöpfen. So, wie es eben um 1990 herum auf den Dörfern im vorderen Hunsrück üblich ist.

Auf dem grauen Betonplatz vor der Kirche, einem grauen Betonblock aus den 1960er Jahren mit separat stehendem, sich phallisch aufreckendem Betonturm, ist das große Festzelt aufgebaut. Brechend voll. Stimmgewirr. Geruchskakophonie aus Frittenfett, Bierdunst, Schweiß, billigen Parfums. Jungs und Mädels, die sich zum Kellnern gemeldet haben und ein ums andere Tablett voll Schnitzel-Pommes durch die Gänge der eng stehenden Bierzeltgarnituren schleppen. Und ich mittendrin. Und es läuft gut. Die Trinkgeldkasse klingelt ordentlich.

Der Pastor, ein lebenslustiger Kerl, der jeden Gottesdienst mit

einem Witz beendet und doch Predigten mit Aussagekraft hält, ist in Folgschaft seines weit angereisten Vaters und weiterer Verwandter da. Er sitzt in dem Bereich des Zelttes, dem ich zugewiesen bin. Auch an den Tisch des Pastors ist eine große Tablettladung Schnitzel-Pommes zu liefern. Gefühlt gekonnt balanciere ich diese Ladung vitaminarmen Essens durch das berstende Festzelt, tänzele galant Slalom um im Gang spielende Kinder, weiche elegant plötzlich sich erhebenden Damen im Sonntagsstaat aus und lasse mich auch nicht durch Herren aus dem Takt bringen, die mich am Arm zupfen und ihrer Sprache nicht mehr wirklich mächtig mir zu verstehen geben, ein weiteres Bier zu wollen.

Glücklich lande ich also am Tisch des Pastors an, endlich, nachdem unzählige Hindernisse spielend überwunden sind, und voll Stolz, den Pastor bedienen zu dürfen. Es ist so eng, dass ich das Tablett mit der einen Kante auf dem Tischrand abstellen und mit der anderen auf meinen leicht angewinkelten Oberschenkeln anlehne. So hatte ich es mir von den Erfahrenen abgeguckt, die schon so manche Schlacht auf so manchem Fest kellnernd gewonnen hatten. Und so, wie es mir auch schon x-mal geglückt war an diesem Sonntagmittag im Festzelt des Waldalgesheimer Pfarrfests. Leichtes Spiel also...

Doch es ist der Tisch des Pastors, den ich sehr verehere, und da will ich es besonders gut machen, bin vielleicht auch ein wenig

aufgeregt und mit einem dies überspielenden „Soo, dann wollen wir mal“ hebe ich die ersten beiden Teller vom Tablett. Und im gleichen Moment bemerke ich meinen Fehler, der nun nicht mehr zu korrigieren ist, und das Unvermeidliche nimmt unheilvoll seinen Lauf. Ihr könnt euch denken, was passiert ist: Ich habe die beiden Teller gegriffen, die auf der Seite des Tablett standen, die auf dem Tisch ruhte. Seines Gegengewichts nun beraubt und den Gesetzen der Schwerkraft folgend, klappt das Tablett um und entlädt seine Ladung an drei Tellern voll Schnitzel, Pommes, Jäger- soße und Salatbeilage auf meiner Hose. Wie in Zeitlupe rutschen diese Leckereien an meinen Hosenbeinen herunter, die Teller stürzen saltoschlagend herab und zerspringen mit irrem Geschepper auf dem grauen Betonboden des Kirchenvorplatzes in tausend Stücke.

In diesem Moment er stirbt jeder Laut im Festzelt, und jede Bewegung friert ein. Sämtliche Blicke sind auf mich gerichtet. Den Tölpel, der des Pastors Mittagessen auf den Boden fallen lässt. Da stehe ich, in jeder Hand einen Teller Schnitzel-Pommes mit klebrigen Hosenbeinen, an denen das Soßengemisch herunterläuft, inmitten eines Meeres aus Salat, Pommes, Schnitzel, Pilzen und Tellerscherven, garniert mit dem auf dem Kopf liegenden Tablett obenauf. Ich weiß nicht, was in dem Moment mehr brennt: Die heiße Soße auf den Oberschenkeln oder mein Gesicht, das die

Farbe einer Positionslaterne angenommen haben dürfte, auf dem ich die Blicke sämtlicher Festzeltbesuchenden zu spüren glaube.

Der Pastor aber schaut mich belustigt an: „Na dann lass uns mal die beiden geretteten Portionen hier und hol uns geschwind zwei neue.“ Und ist da nicht was Aufmunterndes in seinem Blick? Im gleichen Augenblick ist auch der Festzeltlärm wieder im vollen Gange, als wäre nichts gewesen. Sollte denn niemand von meinem Missgeschick Notiz genommen haben?

Wie ferngesteuert laufe ich zum Küchenzelt, ordere drei neue Portionen Schnitzel-Pommes, aber schnell bitte, ist für den Pastor, und besorge Handfeger, Lappen und Eimer, um die Spuren des Unglücks zu beseitigen.

„Ich hab's von meinem Trinkgeld abgezogen“, beichte ich Karl, als ich von ihm die drei neuen, voll geladene nTeller entgegennehme. „Ei worum dann“, entgegnet dieser, „das hädsche net mache müsse. Ebbes bassiert emol.“ Doch das ist für mich Ehrensache.

Irgendwann im Laufe des Tages lässt dann das Brennen im Gesicht nach. Und auch auf den Oberschenkeln. Doch der Duft von Schnitzel-Pommes umweht mich bis zum Schichtende am Abend.

Die Lehre aus dieser Geschichte: Das Kellnern ist wohl meine Sache nicht. Doch wenn es irgendwo drum geht, bei einer Festivi-

tät Bier zu zapfen oder die Theke mitzuorganisieren, bin ich immer gern am Start. *(Sommer 2018)*

Sieben Dinge, die für mich typisch sind

- (1) Wenn ich ein Croissant esse, landet die Hälfte als Krümel auf meinem Pulli. Krümeln ist meine ungewollte Leidenschaft.
- (2) Ich liebe es, auf Schiffen über das Meer zu reisen. Zu doll schaukeln sollte es aber nicht.
- (3) Ich kontrolliere mindesten drei mal, ob ich Haustür und alle Fenster verschlossen habe, bevor ich das Haus verlasse. Den Herd nicht zu vergessen.
- (4) Ich kann an einem schönen Abend oft kein Ende finden. Und bereue das so manches mal am nächsten Morgen. Und manchmal aber auch gar nicht.
- (5) Konventionen einzuhalten nur um der Konvention willen, regt den Rebellen in mir. Und eigentlich dürfte der sich viel mehr deutlich zeigen.
- (6) Ich kann manchmal konsequent herrlich inkonsequent sein.
- (7) Beim Volleyballspielen gebe ich alles.

(Silvester 2018/19)

Wopadeng

Wopadeng, dieses gottverlassene Kaff da mitten im County Leitrim, wo sich niemals irgendwelche Touristen hinverirrten. Nein, die standen rund um den Ring of Kerry mit ihren Wohnmobilen im Stau. Oder verstopften die ohnehin schon vollen Straßen rechts und links des River Liffey in Dublin.

Hier in Wopadeng war kein Tourist. Aber hier war Walter W. Tseri. Er weiß schon nicht mehr, wie oft in den letzten Jahrzehnten er den Schlüssel in das rostige Schloss des Tores zum Hof der alten Destilliererie gesteckt und umgedreht hatte, nur um dieses umgehend wieder zu verriegeln, in sein Auto zu springen und davon zu brausen. Und in der Annahme, dass es auch diesmal wieder so enden würde, hatte er den Motor seines Wagens direkt angelassen. Hinter ihm blubberte also sein rostiger Saab 900 vor sich hin, und vor ihm quietschte das Schloss entsetzlich, als er den Schlüssel darin umdrehte. Dabei war er gedanklich so abwesend, dass ihn der plötzliche Windstoß, der ihm in den Rücken fuhr, aus dem Gleichgewicht brachte. Er versuchte Halt zu finden am Griff des Tores, welches aufsprang und dafür sorgte, dass Walter, seines Halts beraubt, der Länge nach in den staubigen Hof der Destille fiel.

Nun war es geschehen. Er stand, vielmehr lag, auf dem Grund und Boden, der den Tseris seit Generationen gehörte. Und er

wusste, dass an diesem Tage sein Vermächtnis, vor dem er sich all die lange Zeit gedrückt hatte, über ihn herein gebrochen war. Nun musste er ihn erfüllen, den letzten Wunsch seines Großvaters.

Auf seinem Sterbebett hatte er damals den jungen Walter kräftig an der Hand gepackt und zu sich heran gezogen.

„Du wirst in Wopadeng einen Whiskey destillieren, den die Welt noch nicht gesehen hat, Walter“, hatte der Sterbende ihm ins Ohr geraunt, „eher wird es nichts werden mit Maud O'Donnell.“ Nach diesen Worten fiel der Alte zurück in seine Kissen. Seine Hand entglitt der Walters. Nun würde er für immer schweigen.

Als Walter nach einer gefühlten Ewigkeit wieder in der Lage war, sich zu bewegen, so in Starre hatte ihn das Vermächtnis seines Oheims versetzt, und seine vom harten Griff des Alten verkrampfte Hand zu öffnen, lag darin der Schlüssel zur Destille in Wopadeng.

Wie oft hatte Walter seither, wenn ihn die Sehnsucht nach Maud verzehrte, alles stehen und liegen lassen, und war nach Wopadeng gerast. Und jedes Mal hatte ihn der Mut verlassen, wenn er den Schlüssel im Torschloss zum Hof der Destille herumgedreht hatte. Doch heute, heute gab es kein zurück mehr. Jetzt war die Pforte aufgesprungen und hatte Walter mit Schwung auf den Hof befördert. Dieser rappelte sich auf und klopfte sich den Staub aus den Hosenbeinen. Und auch wenn der Saab noch so verlo-

ckend vor sich hin blubberte, einladend, gar die Fahrertür stand noch offen, so war Walter klar, dass er sich nicht länger drücken konnte. Vor dem Vermächtnis seines Großvaters nicht. Un nicht vor Maud.

Walter blickte sich um. Linkerhand, auf dem Hügel, glotzte Tseri-House aus leeren Fensterhöhlen über Wopadeng hinweg. Noch als Jugendlicher hatte es Walter fluchtartig verlassen, um der Tyrannei des Alten zu entkommen, bei dem er aufgewachsen war, und war lange zur See gefahren. Damals hatte die Destille ihre Blütezeit, der Wopadeng Single Malt war ein Exportschlager.

Erst mit der Nachricht vom nahenden Ableben des Alten war Walter nach Irland zurückgekehrt, wie man es nimmt gerade noch rechtzeitig, um sein Vermächtnis entgegen zu nehmen, als er den Alten auf seinem Sterbebett in dessen Stadtwohnung antraf.

Rechterhand vom Hof lagen die Gebäude der Destille. Durch die trüben, verdreckten, teils geborstenen Fensterscheiben ließen sich schemenhaft die Potts erkennen, die großen Kupferkessel, in denen der Brennvorgang vonstatten ging. Dahinter das langgestreckte Kellergebäude, in dem der Whiskey in Sherryfässern über viele Jahre seiner Reife entgegen ruhte.

Wie nur sollte Walter aus dieser Ansammlung von Schrott etwas zustande bringen. Wieder einmal trug er schwer an der Last seines Familiennamens. Die Tseris, mächtige Händlerfamilie aus

den Karpaten, hatten es vor mehreren Generationen nach Unstimmigkeiten vorgezogen, die heimatlichen Gefilde zu verlassen und ins irische Wopadeng auszuwandern, wohin es schon seit jeher gute Geschäftsbeziehungen gegeben hatte. Schon bald liefen die Geschäfte wieder und Wopadeng House war Ausgangspunkt des ein oder anderen mehr oder weniger legalen Deals. Die Produktion von Whiskey war willkommen, um so manches dunkle Geschäft zu überdecken. Für Walter, den Schön- und Freigeist, war das alles nichts gewesen. Er fröstelte bei der Erinnerung.

Er schaute sich um, seufzte, und ging auf den Keller zu. Er öffnete die Tür und leuchtete mit seiner Handykamera hinein. In langen Reihen lagerten dunkel und stumm die Fässer.

„Bestimmt zu nichts mehr zu gebrauchen“, durchfuhr es ihn. Et klopfte gegen das erste Fass. Es klang... nicht hohl. Und das nächste? Auch nicht. Walter wurde aufgeregt. Jedes Fass, an das er klopfte, zeugte davon, dass es gefüllt war. Aber womit?

In einer Ecke fand Walter einen Schlauch, den er notdürftig säuberte. Mühsam kletterte er auf ein Fass und zog mit zitternden Händen den Pfropfen. Er ließ den Schlauch hinein und sog am anderen Ende. Was er da schmeckte, ließ ihn fast das Herz stehen bleiben. Solch einen Whiskey hatte er noch nie in seinem Gaumen gespürt. Mild und rauchig zugleich, mit vollendeter Sherry-Note.

Walter ließ sich vom Fass gleiten und plumpste auf den Bo-

den. Dreißig Jahre war es her, dass er an des Alten Todesbett saß. Dreißig Jahre himmelte er Maud aus der Ferne an. Und nun fühlte er in seinem Rachen einen dreißigjährigen, vollendeten Single Malt.

Sein Zaudern hatte sich zum Guten gewendet. Nur so konnte dieser hervorragende Whiskey in aller Ruhe reifen. Als „Tseriwopadeng 30s“ würde er ihn verkaufen. Und endlich um Mauds Hand anhalten, die bislang jedem Verehrer die Schranken gewiesen hatte...

(Sommer 2021)

Ein Rondell

Wellen kommen auf
Min Gedanken gehen auf Wanderschaft
Hohes Gras wiegt sich
Wellen kommen auf
Ich spüre Wind an meinem Shirt ziehen
Kaffeegeschmack hängt in meinem Mund
Wellen kommen auf
Hohes Gras wiegt sich

(Sommer 2021)

Warum ich (noch) nicht so ein famoser Punk-Rocker geworden bin wie Joe Strummer von The Clash

Erinnert ihr euch auch an Kinder- und Jugendzeiten, als man Idole anhimmelte und sich wunderbar in Tagträumen hingeben konnte, so zu sein wie diese? Ich sah mich zu diesen Zeiten abwechselnd als Fußball- oder Rockstar. Die Persönlichkeiten, denen ich nachzueifern gedachte, wenn ich einmal groß wäre, wechselten.

Eines Tages schenkte mir ein Klassenkamerad – es muss so gegen Ende der Grundschulzeit gewesen sein – eine unbeschriftete Kasette. Ich hörte sie von vorne bis hinten durch und hatte anschließend zwei Tage lang Kopfschmerzen. Später erfuhr ich, dass das meine erste Begegnung mit Punk-Rock war. Doch zunächst verschwand die Kasette in irgendeiner Kiste in meinem Kinderzimmer und geriet in Vergessenheit.

Zu meinem 16. Geburtstag bekam ich von meinen Eltern eine E-Gitarre geschenkt. Und ich schenkte mir dazu die Erwartung, sie natürlich ohne groß zu üben umgehend perfekt zu beherrschen. Die Zeit erster stümperhafter Versuche in Schülerbands begann. Und damit die zweite Berührung mit Punk-Rock und seinen Ablegern: Ramones, Sex Pistols, Bad Religion, Rancid, aber auch Violent Femmes, oder The Pogues und schließlich – The Clash. Ich

tauschte mit meinem Kumpel Dixie eine Pogues-Scheibe gegen das Album „Combat Rock“ von The Clash. Das Frontcover zeigt die vier Musiker auf heruntergekommenen Bahngleisen sitzend und ziemlich rebellisch drein schauend. Gleich der Opener „Know your Rights“ hatte es mir angetan und brachte mein Empfinden von den Zuständen dieser Welt auf den Punkt.



*This is a public service announcement
With guitar
Know your rights
All three of them*

*Number one
You have the right not to be killed
Murder is a crime
Unless it was done
By a policeman
Or an aristocrat
Oh, know your rights*

*And number two
You have the right to food money
Providing of course
You don't mind a little
Investigation, humiliation
And if you cross your fingers
Rehabilitation*

*Know your rights
These are your rights
Hey, say, Wang*

Oh, know these rights

*Number three
You have the right to free speech
As long as
You're not dumb enough to actually try it*

*Know your rights
These are your rights
Oh, know your rights
These are your rights
All three of 'em*

*Ha!
It has been suggested in some quarters
That this is not enough
Well
Get off the streets
Run
Get off the streets*

So singt es Joe Strummer mit heißerer Stimme. Und mit geschlossenen Augen sah ich mich auf der Bühne stehen und mit meiner

Band vor völlig ausflippendem Publikum ins Mikro schreien und dazu die harten Riffs auf der Gitarre greifen – insgeheim dankbar für die Toleranz meiner Klassik liebenden Eltern, die klaglos den Lärm aus meinem Zimmer ertrugen. Ich kann ein recht gutes musisches Gehör mein eigen nennen und so hatte ich mir Akorde und Text des Songs bald rausgehört und auf Papier gekritzelt – in einer Zeit, da das Internet einem noch nicht zur Verfügung stand, das solcherlei mit ein paar Mausklicks für einen erledigt. Dieses Zeitdokument des selbst transkribierten Songs habe ich noch heute in meiner Songkladde.

Der großen Punkt-Karriere stand also nichts mehr im Wege. Aber ach... in der ausgehenden Teenie-Zeit fing mein Musikgeschmack an, sich zu weiten und zu weiten und zu weiten. Und immer, wenn ich die Gitarre in die Hand nahm, konnte ich mich nicht entscheiden: Wollte ich nun Joe Strummer sein, oder nicht lieber wie Ali Farka Toure Mali-Blues aus der Gitarre zaubern? Wäre ich nicht lieber Paul Simon mit seinen feinen Pickings und der warmen Stimme? Oder sollte ich es nicht Bob Marley gleich tun und den Offbeat des Reggae perfektionieren? Apropos Offbeat: Das Ganze viel schneller wie im Ska üblich, das wäre natürlich auch was, was mir gut zu Gesicht stünde: Concrelthe Jungle, Rat Race. Oder die so fremdartigen Klangteppiche, mit denen dich Remmy Ongala in den Osten Afrikas entführt...

Und natürlich wüsste ich spielend zwischen den Stilen zu wechseln, wäre ein wahrer musikalischer Kosmopolit...

Wäre, denn: ohne Fleiß kein Preis. Und das üben war (und ist) so meine Sache gar nicht. Aber das ist ja auch klar: Schließlich bin ich Linkshänder. Und Gitarre spielen gelernt habe ich wie ein Rechtshänder. Und so ging es mir irgendwann auf: Dass das nicht so klappte mit dem Gitarrespielen wie in meinen Tagträumen, dass hatte überhaupt nichts mit der fehlenden Übungsdisziplin zu tun. Mitnichten. Es muss doch einen Sinn haben, warum beim Gitarrespielen die rechte Hand die Schlag-/Zupfhand ist und die linke die Akkorde und Töne greift. Ich habe also aus Linkshänderperspektive falsch herum Gitarre spielen gelernt. Oder spielt der Linkshänder Paul McCartney etwa auf einer für Rechtshänder besaiteten Gitarre? Nein. Da seht ihr's. Der hält sein Instrument anders herum. Die Saiten sind andersherum aufgezogen: die linke Hand schlägt an, die rechte greift die Töne – und paff: Schon hat es geklappt mit dem Weltruhm.

Da konnte ich doch, der ich als Linkshänder falsch herum Gitarrespielen lernen musste, machen, was ich wollte. Denn meine Hände könnten nie so, wie sie sollten, weil sie auf dem Instrument ja das machen mussten, wofür sie nicht geschaffen waren.

Bin ich deswegen deprimiert? Nein. Denn wisst ihr was? Es kommt alles auf die Perspektive an. Das Leben in Tagträumen als

musikalischer Kosmopolit hat auch was Gutes: Je nach musikalischer Lust und Laune stehe ich heute mit begnadeten afrikanischen Künstlern uf der Bühne, morgen in einem verruchten Londoner Club mit Punk-Riffs, übermorgen begeistere ich Tausende auf einem Reggae-Festival – und das alles ganz ohne Tour-Strapazen!

Dieser Tage hielt ich mal wieder eine Clash-CD in den Händen – es gibt ja noch Nostalgiker wie meinen Freund Christof, der CDs kauft, statt Musik zu streamen – denke an „Know your Rights“ und Joe Strummer. Der ist 2002 im Alter von 50 Jahren verstorben. Nicht, wie es sich für einen Punk-Rocker gehört, an Sex, Drugs & Rock'n'Roll, sondern an einem nicht erkannten angeborenen Herzfehler. Nicht mehr allzu lang hin, bis ich ebenfalls 50 bin. Ob ich die Mädels und Jungs von Ballydesmond, der Irish Folk Band, in der ich seit ein paar Jahren spiele, überreden kann, einmal das Genre zu verlassen und „Know your Rights“ auf die Bühne zu bringen?



Auf der Bühne mit der Irish Folk Band „Ballydesmond“

(Sommer 2021)

Was „Zuhause“ noch sein könnte

Zuhause, das ist der Ort tief in Dir drin, an dem alles heil und unversehrt ist. Egal wo du bist, du hast ihn immer bei dir. Doch so leicht ist er nicht erreichbar. „Far away is a place deep inside yourself“, wie Tina Dico so treffend singt. Dieser Ort ist oft verschüttet durch Alltäglichkeiten, Oberflächlichkeiten, Sorgen... durch das nimmermüde Rauschen unserer auf immer schneller, höher, weiter getrimmten Welt, in der wir uns selbst mehr und mehr verlieren. Kannst du dir Oasen schaffen, an denen du das Dauerge- rausche und -geflimmere ausblenden kannst? Ja? Dann kannst du dorthin gelangen, zu deinem Zuhause, dass du immer in dir trägst, wo auch immer du gerade bist auf dieser Welt.

(Silvester 2018/19)

Süßlinde Herzblatt

Süßlinde Herzblatt macht ihrem Namen niemals Ehre. Und das mit voller Absicht. Sie wollte niemals süß sein, mit Herzblatt verbindet sie eine schlechte Verkuppelungsshow im Fernsehen. Und Linden mag sie schon gar nicht, denn die kleckern immer so ekelig klebrig nach der Blütezeit.

Süßlinde lebt in der abgefücktesten Autonomen-WG in einem

der letzten besetzten Häuser der Stadt. Schon so manche Straßenschlacht mit der Polizei und dem rechten Gesocks hat sie ausgefochten. Und im Knast war sie natürlich auch schon. Hausfriedensbruch in Gorleben.

Süßblindes Haar ist schwarz gefärbt und verfilzt. In der Nase steckt ein Totenkopf-Piercing und beide Ohren sind total beplankt. Sie trägt nur schwarze Klamotten, zerrissen und abgetragen. Heilig ist ihr ihre Jeansjacke, voll mit Aufnähern mit eindeutigen politischen Botschaften. Nach außen gibt sie sich die Harte, wehe, du sprichst sie freundlich an. Ein krasser Spruch ist dir dann gewiss. Nur zu den Kuschelabenden in der WG, sonntags, wenn sie alle – Snörre, Piet, Kalinka und Motte – Rosamunde Pilcher gucken, wird sie sanft und liebevoll.

Als ich Süßblinde Herzblatt zum ersten Mal näher begegne, wird sie gerade von einem Kollegen aus einem Mannschaftstransporter mit vergitterten Scheiben gezerrt. Sie scheint sich noch nicht mit dem Gewahrsam abgefunden zu haben, denn mit Schmackes tritt sie dem Kollegen vor das Schienbein und ich kann diesen gerade noch davon abhalten, ihr eine zu scheuern.

„Um die kümmerge ich mich direkt“, sage ich, und schiebe sie raus aus dem Gewusel von Bereitschaftspolizist*innen und Autonomen, die aus ihrer Festsetzung scheinbar eine wilde Party machen wollen. „Heraus! Heraus! Zum roten ersten Mai“, skandieren

sie vielkehlig, und ich erinnere mich daran, wie ich vor einigen Jahren mit meiner damaligen Punk-Combo von der Ladefläche eines LKWs herunter auf einer Maikundgebung spielte. Schon eine ganze Weile her...

Heute bin ich Polizeipsychologe und mein Job ist, bei nach politisch motivierten Ausschreitungen Festgesetzten etwas über deren Organisationsgrad herauszufinden. Ich bin noch nicht lange dabei und es ist mein erster Einsatz dieser Art. Nun steht da also dieses Mädel mit den verfilzten schwarzen Haaren und dem Totenkopf-Stecker in der Nase vor mir, schwer pumpend vor Wut und blitzt mich aus großen Augen zornig an, während ihre Kumpane inzwischen „Hej Pippi Langstrumpf, faleri-falera-falerhopsassa“ grölen. Massenfestnahme als Happening, nur die da vor mir stehende speit aus jeder Pore Wut und Hass.

„Name?“ frage ich. „Das geht dich einen feuchten Kehricht an“, faucht sie. Ich zücke mein Tablet. „Na, Sie werden bestimmt schon mal bei uns Kundin gewesen sein, das werden wir gleich haben“, antworte ich, während ich die Datei mit den stadtbekanntesten Autonomen durchscrollle. Und da ist sie, natürlich schon mal erkennungsdienstlich erfasst. „Süßlinde Herzblatt?“ presse ich heraus, nur mühsam ein Lachen unterdrückend. Inzwischen grölt die Meute „Ich wollt ich wär unter dem Meer“ und ich werde ganz in Erinnerungen an alte Zeiten mitgerissen. „Echt jetzt? Süßlinde

Herzblatt?“ Ich kann mein Lachen nicht mehr unterdrücken, so sehr amüsiert mich die da vor mir stehende Diskrepanz. Und irgendwie scheint meine Vergnügtheit die Situation zu lockern, denn auch wenn sie weiterhin versucht, die Zornige zu mimen, sehe ich da doch ein Zucken um ihre Mundwinkel.

„Die da kann gehen.“ Ich hatte gar nicht bemerkt, dass Oberst Hartmann zu uns getreten ist. Er schubst Süßlinde ohne weiteren Kommentar Richtung Kasernentor, wohin sich der größte Teil der Punks und Autonomen nach Aufnahme ihrer Personalien inzwischen verabschiedet. Kurz, bevor Süßlinde aus dem Tor verschwindet, dreh sie sich um und wirft mir einen Blick zu, der gar nicht mehr so zornig ist.

Ich blicke noch mal auf mein Tablet, auf das Bild der zornig dreinschauenden jungen Autonomen mit einem Namen, der viel eher in einen Rosamunde Pilcher Film passen würde. Aha. Ihre Adresse ist auch erfasst. Sie wohnt in der stadtbekanntem Roten Zora. Ironie, Schweinesystem, Kaufzwanck... unsre alten Punk-Songs fahren in meinem Kopf Karussell. Die alten Zeiten sind mir so präsent, als sei das alles erst gestern gewesen...

Abends. Ich betrete die rote Zora. Ich weiß noch, mich zu kleiden und zu verhalten, um nicht aufzufallen. Ich setze mich im „Seeräuberhauptmann Fabian“, der Kneipe im Erdgeschoss, an den Tresen. Alles so vertraut wie damals in der linken Szene mei-

ner Studentenstadt. „Biste neu hier?“ fragt mich der Barkeeper? „Ja, gerade erst angekommen“, antworte ich, „ich suche Süßblinde. Kennste die?“ Zu meinem Erstaunen kein Argwohn bei meinem Gegenüber. „Die findeste oben, zweiter Stock, Tür links“, kommt als Antwort.

Ich wische mir den Bierschaum von den Lippen, rutsche vom Barhocker und steuere aufs Treppenhaus zu. Die Tür im zweiten Stock links ist nur angelehnt, ein Schloss hat sie sowieso nicht. Ein Lichtstrahl fällt auf den Flur. Vorsichtig schiebe ich die Tür auf und trete ein...

(Silvester 2021/22)

Warum man Listen machen sollte

Listen helfen, seiner Aufgaben Herr zu werden. Man bekommt die Dinge aus dem Kopf, die noch anstehen. Und dann ein schlechtes Gewissen beim Blick auf die vielen noch unerledigten Sachen, die auf der Liste stehen.

Listen eignen sich dafür, Gedanken zu sortieren und Ideen zu generieren. Sie unterstützen dabei, sich auf etwas zu fokussieren. Oder etwas zu entdecken, von dem man gar nicht glaubte, dass es in einem schlummert.

Listen helfen, Erinnerungen zu bewahren. Ich führe eine Liste aller Autos, die ich bislang fuhr, inkl. Baujahr, Motorisierung, Zeitraum und -dauer meines Besitzes, Kilometerstand bei Erwerb und Weiterverkauf sowie Außen- und Sitzpolsterfarbe.

Auch führe ich eine chronologische Liste aller Reisen (dazu zählt alles, was länger als ein Wochenendtrip ist), die ich je gemacht habe inkl. Jahreszeit, Fortbewegungsart, Reisestationen und Mitreisenden.

Oder eine Liste aller Anschriften mit Wohndauer, die ich bislang hatte. Natürlich auch chronologisch.

Meine liebste Liste aber ist die aller Fähren, die ich nahm, als ich im Sommer 2016 den Kystriksvej in Norwegen gen Norden reiste.

(Silvester 2018/19)

Woran ich heute merke, dass ich lebe

Ich höre den Wind in den Bäumen rauschen. Ich habe mich überwunden, früh im ersten Tageslicht in den See zu springen. Danach spüre ich die Kühle auf meiner Haut, doch innerlich ist alles war. Der Waldboden gibt unter meinen Schritten nach, so federnd fühlt sich Gehen gut an. Ich empfinde, in Gemeinschaft

Gleichgesinnter zu sein. Es gibt wenig, was über dem offenen Feuer bereiteten Kökkaffe mit Blick über den Stora Gla toppen kann. Ich bin ganz da, wo ich gerade bin. *(Sommer 2021)*

Der Sommer seines Lebens

Es war, so möchte er heute sagen, der Sommer seines Lebens. Wochenlang schon war er mit seinem Landy durch Skandinavien gekreuzt, durch Fjordnorwegen über die Lofoten zum Nordkap und durch schwedisch Lappland zurück in südlicher Richtung. Er fühlte sich frei wie lange nicht, hatte geflirtet und mehr, das Leben einfach machen lassen, die Welt schien ihm zu Füßen zu liegen. In dieser Stimmung erreichte er das Camp, von dem aus es mit einer Gruppe für eine Woche wandernd und per Kanu in die Wildnis gehen sollte.

Und dort traf er auf sie. Vom ersten Moment an lag etwas in der Luft zwischen ihnen. Und so kam es, dass sie Zelt und Kanu teilten, ganz voneinander verzückt, turtelnd, flirtend. Alles schien möglich. Also auch, dieses eine Wehr mit dem Kanu zu nehmen, denn, so hatten sie noch im Ohr, es sei passierbar, ohne umtragen zu müssen. Das Wasser vor dem Wehr war ziemlich kabbelig, viele Felsblöcke, um die es herum gurgelte, an denen es vorbei

schnellte, sich aufwarf. Sie hielten sich und das Kanu an einem Stein fest, um die Lage zu sondieren. Sie wollten es wagen, gerade mitten durch. Sie waren so beseelt von der Landschaft, dem gemeinsamen Erlebnis, von sich. Was sollte schon passieren.

Mit geübtem Paddelschlag hielten sie das Kanu gerade auf Kurs im kabbeligen Wasser. Sie hatten sich gut miteinander eingespielt dieser Tage. Gerade zu aufs Wehr, das dürfte ein Spaß werden. Doch da war einer, der spielte nicht mit: ein dicker, mit Wasser vollgesogener Baumstamm versperrte kurz vor dem Wehr den Weg und sie hatten zu viel Speed, um ihm auszuweichen. Rrrrums... das Kanu legte sich quer und so rauschten sie das Wehr herunter – ohne zu kenntern – und steckten mit Bug und Heck zwischen den Mauern des Wehres fest... wer baut Wehre genau so breit sind wie ein Kanu lang? Es ging nicht vor, und nicht zurück. Also aussteigen. Das knietiefe Wasser unterhalb des Wehres zerrte an den Beinen. Sie zerrten am Kanu, der Rest der Gruppe, inzwischen angekommen und das Geschehen aus sicherer Entfernung beobachtend, johlte. Und irgendwie schafften sie es, das Kanu wieder in Fahrtrichtung auszurichten. Er hielt das Heck fest und sie stieg vorne ein. Gleiches tat er hinten, doch hätte er das besser gelassen. Denn kaum saß er drin, zog der Sog das Kanu zurück und stellte es wieder quer, diesmal aber so dicht am Wehr, dass sich die darüber schießenden Wassermassen ins Kanu ergos-

sen.

Also beide wieder raus, und auf dem Wehr stehend, die Knöchel im zerrenden Wasserfluss, war der Humor noch nicht verloren. Sie klatschten sich ab, beglückwünschten sich zu ihrer Meisterleistung, bis, ja, bis ihnen gewahr wurde, dass sich die Inhalte des Kanus zu verselbständigen und den Fluss hinabzuschwimmen. So schnell konnten sie gar nicht alles packen, und manches schien auf Nimmerwiedersehen davon. Das Kanu war mittlerweile so voll gelaufen, dass es zu einem U-Boot geworden war. Der Versuch, dieses aus dem Wasser zu heben, musste natürlich scheitern, und sie hatten ihren Humor immer noch nicht verloren, und mussten über sich selbst lachen. Klatschnass zerrten sie mühsam das Kanu vom Wehr fort, hievten es halbwegs an Land, wo sie es umdrehen und entleerten.

Die anderen aus der Gruppe hatten ihre Kanus inzwischen umgesetzt und machten sich auf die Suche nach den davongeschwommenen Gegenständen. Auch die beiden, nun mit etwas Demut ausgestattet, paddelten wieder los. Nach einer Weile beruhigte sich das Wasser, der Flusslauf meanderte gemütlich dahin. In einer weiten Biegung lag das Kanu des Suchtrupps, Daumen hoch. Alles hatte sich wiedergefunden.

Was bleibt von dieser Geschichte? Zunächst ein Abenteuer, ein unvergessliches Erlebnis. Stoff für eine selbstironische Story.

Das Gefühl, wie großartig es ist, wenn so etwas gut ausgeht. Und schließlich eine Narbe am rechten Schienbein.

(Sommer 2018)

Herbst naht

Herbst naht. Heide blüht.

Melancholie weht vorbei.

Der Himmel ist grau.



(Sommer 2018)

**Wir treffen uns in Gengene –
komm lass uns treffen in Gängene**

Wir treffen uns in Gengene, ja lass uns treffen in Gengene,
Am selben Tag zur selben Stund lass uns treffen in Gengene.

Wolln wir uns sehn, wolln wir uns lieben
Am selben Tag zur selben Stund so müssen wir hin nach
Gengene.

Machst du dich zeitig auf, ich mach mich zeitig auf,
Am selben Tag zur selben Stund um da zu sein in Gengene.

So ziehst du los, so zieh ich los
Am selben Tag zur selben Stund durch schwed'schen Winterwald
nach Gengene.

Die Luft ist kalt, das Licht ist klar, frostreifer Boden knackt
Am selben Tag zur selben Stund auf dem Weg nach Gengene.

So klirrend kalt der Winter, so liebeswarm mein Herz
Am selben Tag zur selben Stund kommen wir an in Gengene.

Doch wo bist du und wo bin ich
Es ist der Tag, es ist die Stund, um da zu sein in Gengene.

Wir waren beide dort und haben uns
Am selben Tag zur selben Stund doch nicht getroffen in Gengene.

Wie kann das sein, so klar es war
Am selben Tag zur selben Stund wollten wir sein in Gengene.

Ä – Du verhängnisvolle Ziffer

Am selben Tag zur selben Stund zwei Orte warens namens Gän-
gene und Gengene.

Nie wieder haben wir uns getroffen, doch geistern heut
Am selben Tag zur selben Stund unserer Seelen noch durch Gän-
gene und Gengene.

(Silvester 2016/17)

Warum die Zukunft gut werden wird

„Ick freu mir“, berlinert der Mond, und das tut er immer,
wenn er sich wirklich sehr freut. „Ick freu mir so dolle“, setzt er
erneut an, während er auf der Fensterbank seines Sommerhauses
lehnt, vor dem Mutter Erde gerade auf einen Plausch stehen ge-
blieben ist. „Ick freu mir wirklich so sehr“, setzt er fort, „dass de
den Parasiten Mensch endlich los jeworn bist. Nu is wieder Frieden
bei dir einjekehrt, Mutter Erde.“

Mutter Erde erschrickt. „Was? Nein, nein, soweit hätte es doch
nicht kommen sollen“, entfährt es ihr. Doch ehe der Mond weiter-
reden kann, zerreißt ein pfeifendes Geräusch den friedlichen
Sommertag. Mutter Erde schreckt aus ihrem Schaukelstuhl auf
und blinzelt. Gottlob, sie hatte nur geträumt. Sie musste einge-

nickt sein, nachdem sie ihr Teewasser aufgesetzt hatte. Was für ein Alptraum. Sie ohne die Menschen? Wie sollte das sein? Dass sich der Mond mit seiner altklugen Art nun schon in ihren Schlaf einschleicht. Na sowas...

Der Teepott pfeift immer noch. Mühsam hievt sich Mutter Erde aus ihrem Schaukelstuhl. Es geht alles alles nicht mehr so schnell, schließlich hat sie schon ein paar Millionen Jahre auf dem Buckel und in dieser Zeit so einiges einstecken müssen. Ja, und vieles davon, dass hatten die Menschen verursacht. Und zwar nicht zu knapp, in der gemessen an ihrem Alter so verschwindend kurzen Zeit, die sie auf ihr sind. Und dennoch will Mutter Erde nicht ohne sie sein, auch wenn sie das in einem Wimpernschlag ändern könnte, so wie damals, als ihr die Dinosaurier immer mehr zu schaffen machten. Na, die sind schon lange Geschichte.

Der Traum sitzt ihr noch in den Gliedern, denn so weit wie seinerzeit, als sie den großen Asteroiden auf sich prallen ließ, um die Dinos loszuwerden, will sie es mit den Menschen im Grunde nicht kommen lassen. So ein Asteroideneinschlag ist schließlich auch nicht ganz angenehm. Und außerdem ist ihr auch nicht entgangen, dass es zu allen Zeiten unter den Menschen nicht wenige gab und gibt, die sie, Mutter Erde, schätzen und mit Respekt behandeln.

Also, die Menschheit an sich will sie schon behalten und

schließlich lebten die Menschen inzwischen ja auch einsichtig und in Demut vor ihr. Sie haben begriffen, dass ohne ihre gesunde Mutter Erde kein Sein für sie selbst sein würde. Aber dazu waren ein paar Lektionen nötig gewesen, auch solche, die den Menschen weh getan haben. Und ihr selbst auch.

Und heute? „Lessons learned“, ja, die Menschen haben gelernt. Endlich haben sie begriffen, dass ein „Immer mehr von allem“ nur dazu führen würde, dass gar nichts mehr da sein würde. Die jungen Leute waren es, die es als erste begriffen haben. Und die alten weißen Männer waren die letzten, die ein Einsehen bekamen. Das allerdings hat Mutter Erde nicht verwundert. Und so ist es ihr Plan gewesen, von Anfang an auf die Jugend zu setzen, um bei den Menschen ein Umdenken zu bewirken. Mit dieser Mission hatte sie Greta, ein kleines schwedisches Mädchen beauftragt. Schon bald war der Funke auf junge Leute in allen Winkeln der Erde übergesprungen und es waren vor allem junge Frauen und Mädchen, die den alten weißen Männern die Stirn boten. Die aber wehrten sich, denn sie meinten, sie hätten viel zu verlieren.

Als Mutter Erde bemerkte, wie ihre Kräfte schwanden, musste sie drastischer handeln, wollte sie noch verhindern, dass die Menschen sich selbst und damit auch ihr das Licht vollends ausbliesen. Ihre Maßnahmen sorgten weltweit für Stillstand. Es war so leicht, einem großen Containerfrachter einen leichten Schubs zu geben

und erblockierte eine wichtige Handelsroute. Das dadurch ausgelöste Panik-P in so mancher Chefetage globaler Konzerne ruft sie sich noch heute gern ins Gedächtnis.

Sie hätte gerne weiter gemacht mit solchen Schelmereien, doch bestürzt musste sie feststellen, dass ihr die Dinge zu entgleiten begannen. Ein Virus, Wetterextreme – doe Sachen ließen sich nicht mehr so steuern, wie sie es gewohnt war.

„Na werd se endlich los“, wettete der Mond seinerzeit ein ums andere mal und tippte mit seiner Pfeifenspitze vorwurfsvoll in ihre Richtung, „die schaden dir nur und lernen nüscht.“ No argument beats a pointing pipe. Und sie war das ein oder andere mal tatsächlich kurz davor, die Zügel vollends fahren zu lassen. Aber für die jungen Leute, die jeden Freitag auf die Straße gingen, für die lohnte es, dass Mutter Erde sich nicht vollends gehen ließ. Und langsam wendete sich das Blatt.

Heute ist die neoliberale, imperiale, diskriminierende und sexistische, von Männern dominierte Weltordnung abgelöst durch eine Postwachstums-Ökonomie, bei der Gemeinwohl, Gleichheit und Gerechtigkeit im Vordergrund stehen. Die Menschen haben gelernt, statt materiellem Reichtum den Reichtum der Schönheit der Gaben der Natur wiederzuentdecken und den Reichtum, der entsteht, wenn man mit sich selbst und seinen Mitmenschen verbunden ist.

Frieden, Entschleunigung, Gemeinschaft, Demut. Die Menschen haben begriffen.

„Jerade noch mal jut jegangen“; lässt der Mond allabendlich verlauten, wenn sie vorm prasselnden Kaminfeuer in der gemütlichen Stube seines Sommerhauses beisammensitzen. Dabei stößt seine Pfeife lustige Kringel aus. Mutter Erde zieht genüsslich an ihrem Zigarillo und nimmt einen kräftigen Schluck Akvavit. Heute gönnt sie sich sowas wieder, auch wenn noch lange nicht alle Wunden verheilt sind und der Jet Stream ab und an noch Sperenzchen macht. Doch so langsam wird es wieder...

(Sommer 2021)

Bruder Elch

Es ist der 2. Januar 2017. Wir laufen die Gängene-Runde. Es dämmt bereits, was früh beginnt im Vämmland und lang andauert, bevor es bereits gegen 16 Uhr stockduster ist.

Ich habe einen schnellen Schritt und bin den anderen weit voraus. Als ich eine kleine Kuppe erklimme, bleibe ich wie angewurzelt stehen. Keine 20 Meter vor mir steht ein ausgewachsener Elch mit großen Geweihschaufeln quer auf dem Pfad. Der Elch erschreckt sich genau so wie ich. Offenbar stand für ihn der

Wind ungünstig und ich habe mich leise genug bewegt, so dass er mein Nahen nicht bemerkte.

Doch statt nun einfach geradeaus den Hang hinab im Wald zu verschwinden, dreht sich der Elch um die eigene Achse und strebt bergan in die unberührte Wildnis. Es ist ein prächtiges Schauspiel, wie der König der Wälder wie in Zeitlupe sein mächtiges Haupt herum schwingt. Die Sekunden verrinnen ganz langsam, bis er sich umdreht, seine Beine sortiert und – zunächst ganz langsam, dann immer schneller – den Hang hinauf zu laufen beginnt.

Ich sehe ihm nach, wie er zwischen den Bäumen hindurch läuft, bis ich ihn aus den Augen verliere. Ganz ergriffen von dieser Begegnung bleibe ich noch so lange stehen, bis die anderen aus der Gruppe zu mir aufschließen.

Es ist der 2. Januar 2020. Wieder bin ich mit anderen zusammen auf der Gängene-Runde unterwegs. Und wieder bin ich alleine voraus.

Und auch wenn ich hier in den vergangenen drei Jahren nicht hier war, so erinnere ich mich doch noch genau daran, wie ich die wahrscheinlich einmalig bleibende Begegnung mit einem Elch in solcher Natur hatte.

Je näher ich der Stelle der Begegnung komme, desto präsenter steht mir vor Augen, wie mir damals der Elch gegenüber stand. Mich ergreift fast eine innere Aufregung. Ich komme über die

Kuppe, blicke verharrend auf die Stelle, wo vor drei Jahren der Elch stand. Heute ist der Ort verweist. Doch spüre ich seine Präsenz.

Was hast du in den vergangenen drei Jahren erlebt, Bruder Elch? Durchstreifst du noch die Wälder des Glaskogen Naturre servats? Oder bist du weitergezogen? Weilst du überhaupt noch auf dieser Erde?

Wie dem auch sei, diese Begegnung mit dir vor drei Jahren gehört zu den eindrücklichsten Naturerlebnissen, die ich je hatte. Und wo immer du nun auch sein magst, Bruder Elch, ob in irdischen Gefilden oder dort, wo das große Geheimnis ist, ich fühle mich dir verbunden...

(Silvester 2019/20)



*Ganz klar sein wie der
Weite Himmel des Nordens
Fester Blick befreit*